

LAURA
BENEDICT

DER EINDRINGLING

PSYCHOTHRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Ulrike Clewing

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»The Stranger Inside« bei Mulholland Books, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Deutsche Erstausgabe Oktober 2019
Copyright © 2019 by Laura Benedict
© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Viola Eigenberz
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © Gettyimages / IP Galanternik D.U.
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-426-52310-0

2 4 5 3 1

Für Cleveland, ohne einen einzigen Geist

EINS

Der Kalksteinvorsprung, auf dem Michelle Hannon mit dem Kopf aufschlug, war schon dreitausend Jahre lang fester Bestandteil des Abhangs gewesen, bevor dort Bäume wuchsen, die höher waren als eine mickrige Kiefer. Damals war er mächtiger und um einiges breiter, aber Stürme und Erdbeben kamen, Gelbe Eiche und Butternuss gruben ihre Wurzeln tief in den Hang hinein und ließen den großen Fels bersten. Teile platzten ab und stürzten in das Flüsschen unten in der Schlucht. Die meisten dieser alten Bäume waren inzwischen verschwunden, vor langen Jahren dem Holzeinschlag geopfert. Michelles gekrümmter, zerschundener Körper lag zwischen Gestein und Erdboden eingeklemmt, als hätte sie im Schatten des Felsens Schutz gesucht. Die Gedanken in einem Blinzeln gefangen, das langsame Schließen des unversehrten Auges, und sie war wieder am Anfang ihres Lebens, getröstet vom gleichmäßigen Herzschlag ihrer Mutter. Ein Moment stillen Entzückens. Ohne Fels, der sich nicht vom Fleck bewegen ließ, ohne Blut im Gesicht, ohne Schmerzen, die durch den zerstörten Körper wallten. Nichts war mehr wichtig. Gar nichts mehr. Der Moment aber, der den Bruchteil einer Sekunde und zugleich eine Ewigkeit währte, ging zu Ende, und mit jedem verzweifelten Schlag ihres Herzens schwand das Entzücken dahin. Der Tod kam, sie zu holen. Sie konnte ihn hören, wie er sich durch die Blätter heranspürte, die den Abhang bedeckten, begierig darauf, ihr seinen kalten Atem ins Ohr zu hauchen.

Ihr Auge schloss sich.

ZWEI

Der Haustürschlüssel in Kimbers Hand lässt sich einfach nicht im Schloss drehen: Sooft sie ihn herauszieht und wieder hineinschiebt, sie kann sich keinen Reim auf das machen, was hier gerade vor sich geht. Verzweifelt versucht sie es mit den anderen Schlüsseln am Bund. Mit denen für die Garage, das Haus ihrer Mutter und denen zum Sender, bei dem sie arbeitet, für den Fall, dass sie den Verstand verloren und vergessen hat, welcher Schlüssel wo passt. Jeder weitere Versuch mit einem anderen Schlüssel lässt ihre Bewegungen hektischer werden, bis ihr schließlich die Hand wehtut und ihr eine leise, beharrliche Stimme im Hinterkopf signalisiert, dass vermutlich keiner der Schlüssel funktionieren wird.

Ungläubig schaut sie auf die Tür. Dann wirft sie einen Blick über die Veranda, auf die von Bäumen gesäumte Straße. Weit und breit ist niemand zu sehen. Ein ganz normaler Tag, der ruhig und friedvoll in den Abend überzugehen scheint, genau so, wie es sein sollte.

Moment mal. Erlaubt sich da jemand einen Scherz mit mir?

Hält sich hier irgendwo jemand versteckt und beobachtet sie? Lacht sie aus?

Sie lässt ihre Laptotasche von der Schulter gleiten, setzt sie neben der kleinen Reisetasche zu ihren Füßen auf dem Boden ab und schiebt sich den dunkelblonden Bob mit der Sonnenbrille aus der Stirn.

Sie tritt einen Schritt zurück und betrachtet die vertrauten grünen und orangefarbenen Glasscheiben über dem Türsturz. Es ist ohne Zweifel die Tür, die sie hinter

sich zugezogen – und abgeschlossen – hat, als sie das Haus vor vier Tagen verlassen hat. Dasselbe polierte Mahagoni, der Shakerstil mit seinen klaren Linien passend zum übrigen Bungalow im Craftsman-Stil. Dieselben kleinen Kratzer, die der kleine Hund von nebenan hinterlassen hat. Gleich daneben hängt die Zedernholzschaukel unbewegt in der trägen Augustdämmerung. Sie betrachtet das nutzlose Schlüsselbund in ihrer Hand und fühlt sich verloren und hilflos. Dann legt sie die Hand über die Augen, drückt das Gesicht gegen ein Frontfenster und stellt erleichtert fest, dass das Licht in der Küche, das sie am Donnerstagnachmittag angelassen hat, das einzige Licht ist, das brennt.

Immerhin.

Fühlt sich ein leeres Haus nicht auch leer an? Dieses Haus – *ihr Haus* – aber nicht. Der Gedanke, dass jemand da drin ist, packt sie und lässt sie nicht los.

»Hallo? Ist da jemand?« Energisch klopft sie an die Scheibe, bis die Knöchel schmerzen. »He! Hallo?«

Zum endlosen Gesang der Zikaden gesellt sich das Dröhnen eines Rasenmähers irgendwo in der Nachbarschaft. In ihrem Haus ist es mucksmäuschenstill.

Sie klingelt einmal, zweimal, fünfmal. Nichts.

Doch man kommt auch anders hinein.

Kimber verlässt die Veranda, geht über halb ins Erdreich versunkene Steinplatten zurück zur Einfahrt und stellt ihre Taschen neben ihrem Mini ab.

Auf dem Weg zum Garten bäugt sie misstrauisch die steile Betontreppe, die ein wenig verborgen neben dem Haus in den Keller hinabführt. Sie hat genügend Horrorfilme gesehen, um zu wissen, dass es unklug ist, sich dort Zugang zu verschaffen. Wie der Keller selbst befindet sich auch die Tür in einem wenig gepflegten Zustand. Sie ist

von Spinnweben verhangen und macht ihr Angst. Sie hat sie nie geöffnet und auch nicht die Absicht, das zu tun.

Sie betastet mit einer Hand die Gesäßtasche ihrer Shorts und stellt beruhigt fest, dass sie das Handy dabei hat. Wenn wirklich jemand da drinnen ist, wird sie die Polizei rufen müssen, auch wenn sie die Aussicht auf eine Begegnung mit den Cops nervös macht.

Als sie die Fliegengittertür auf der hinteren Veranda aufzieht, knarren und quietschen die Scharniere. Sie wirft einen Blick über die Schulter in den dämmrigen Garten. Hinter ihr ist niemand. Aber hat sie das wirklich erwartet? Kopfschüttelnd tut sie den Gedanken ab und versucht sich einzureden, dass sie nur ein wenig paranoid ist. Wie albern! Eine nette Geschichte, die sie ihrer besten Freundin bei einem Glas Wein erzählen kann. Vielleicht stimmt nur etwas mit ihren Schlüsseln nicht. Oder jemand hat sich einen schlechten Scherz mit ihr erlaubt.

Kaum betritt sie die unbeleuchtete Veranda, sind die letzten Reste wunderbarer Entspannung nach ihrem langen Wochenende am See dahin.

Ein fremdes, leuchtend rot-weißes Novara-Strada-Fahrrad lehnt an der Wand. Kein Kinderrad. Ihr eigenes Trekkingrad sieht daneben schäbig aus. Am Lenker des neueren Rades hängt ein zerkratzter gelber Helm. Ist das etwa eines ihrer Badezimmerhandtücher, die sie fürs Gesicht benutzt, das da über dem Sattel hängt? Sie nimmt es und sieht mit Entsetzen die Schmierflecken darauf. Es stinkt nach ranzigem Schweiß. Angewidert wirft sie es zu Boden und tritt es mit dem Fuß weg.

Mit zittriger Hand versucht sie, ihren Schlüssel ins Schloss der Hintertür zu stecken. Wenn der nicht passt, muss sie es mit den anderen gar nicht erst probieren.

Die Vorstellung, jemand könne sich in ihrem Haus aufhalten, verstärkt sich. Sie ist in ihrem Leben schon so manchen Irren begegnet, aber das hier ist zu viel. Es macht sie wütend.

Sie späht durch die Scheibe in den schmalen Gang, in dem sie ihre verdreckten Stiefel und Outdoorklamotten lässt. Am Ende befindet sich die Kellertür, auf die das Licht aus der Küche fällt. Am Türhaken hängen eine schwarze Baseballkappe und die gerüschte Küchenschürze, ein Geschenk von ihrem Ex, das er ihr scherzhaft zur Einweihung gemacht hat. Eine schwarze Baseballkappe besitzt sie nicht.

Ein formloser Schatten gleitet an der Kellertür vorbei und verschwindet wieder.

»Hallo!« Kimber zerrt am wackligen Griff unterhalb des sich widersetzenden Schlosses. »Wer ist da?« Ihr wird unheimlich.

Sie nimmt das verdreckte Handtuch und wickelt es sich hastig um die Hand, bevor sie es sich anders überlegt. Aber als sie sich innerlich darauf einstellt, die Scheibe einzuschlagen, erlischt das Licht, und alles auf der anderen Seite der Tür wechselt von grau nach schwarz. Drinnen im Haus fällt eine Tür ins Schloss.

Wie betäubt tritt sie zurück. All ihre Entschlossenheit ist schlagartig dahin. Sie stürmt durch die Fliegengittertür zurück in den Garten und fühlt sich hilflos wie ein kleines Kind. Hilflos auf ihrem eigenen Grundstück. Außerstande, ihr eigenes Haus zu betreten. Ihre Gedanken rasen. Hat sie eine Tür vergessen abzuschließen, so dass ein Fremder – oder eine Fremde – hineingelangen und die Schlösser austauschen konnte?

Verdammt. Das kann nicht wahr sein.

Dann antwortet ihr diese Stimme im Kopf. Die Stim-

me, die ihr gehört und auch wieder nicht: *O ja! Es ist wahr.*

Hohe Bäume werfen dunkle Schatten in den Garten. Kimber geht rasch zur Einfahrt zurück, wo es heller ist. Zittrige Finger tippen die Notrufnummer ein, so wie sie es in ihren Albträumen immer tun. Und wenn derjenige, der sich in ihrem Haus befindet, schon bei ihr ist, bevor Hilfe kommt? Sie hört das Klingeln in der Leitung. Drei viermal. »Notrufzentrale. Wie können wir Ihnen helfen?«

Sie zögert. Sie hat sich gar nicht überlegt, was sie sagen soll.

»Hallo? Können Sie sprechen?«

»Jemand ist in mein Haus eingebrochen. Sie müssen ihn da rausholen.«

Sie wird auf ein Licht im zweiten Stockwerk aufmerksam. Und am Fenster des Gästezimmers taucht die Silhouette eines Mannes auf.

DREI

Das Handy fest umklammert, geht Kimber in der Zufahrt auf und ab. Das Licht im Gästezimmer brennt immer noch, der Mann am Fenster ist nicht mehr zu sehen.

Der Rasenmäher ist verstummt. Eine trügerische Ruhe liegt über der Nachbarschaft. Bis auf das pulsierende Schrummen der Zikaden ist es totenstill. Menschen trifft man auf dem Bürgersteig in der Providence Street wie auch in den anderen Straßen des malerischen, gepflegten Viertels nur selten an. Fremde fallen auf. Und während sie vor ihrem Haus steht, statt drinnen zu sein, beschleicht sie das Gefühl, nicht dazuzugehören. Überall weisen Schilder darauf hin, dass die Gegend von der *Richmond Heights Neighborhood Watch* beobachtet wird. Auf ihr Haus hat anscheinend niemand aufgepasst.

Etwas Kaltes, Nasses am Knöchel lässt sie hochschrecken. Allein das vertraute Klimpern der Hundemarke hält sie davon ab, sich mit einem Tritt zur Wehr zu setzen. Der zottelige kleine Yorkshireterrier der Nachbarin schnüffelt an ihr. Mit treuen braunen Augen sieht er schwanzwedelnd zu ihr auf. Sie schaut auf ihn hinab, ohne ihn wirklich zur Kenntnis zu nehmen. Er passt nicht zu dem, was hier vor sich geht. Nichts passt. Alles ist falsch. Mit schräg gelegtem Kopf sieht er sie an, als wollte er sie etwas fragen.

»Kimber!« Jenny, die Besitzerin des Hundes und ältere Nachbarin, ruft ihr von ihrer Veranda aus zu. Im selben Moment hält ein Streifenwagen mit blinkenden Lichtern in der Einfahrt.

Gott sei Dank. Endlich.

Kimber schirmt ihre Augen gegen das grelle Licht der Scheinwerfer ab und widersteht dem Impuls, gleich zum Fahrerfenster zu laufen. *Kommen Sie schnell! Sagen Sie dem, der sich in meinem Haus befindet, dass er sich raus-scheren soll!*

Nur ...

Sie hat nicht immer gute Erfahrungen mit der Polizei gemacht, weiß, dass sie höflich sein muss. Respektvoll. Obwohl sie das Opfer ist. Als die Panik sie zu überwältigen droht, atmet sie tief und kräftig durch.

Ich bin das Opfer. Sie sind da, um mir zu helfen.

»Kimber, was ist passiert? Was tun Sie hier?« Jenny kommt erstaunlich flink den Weg heruntergelaufen. Aufgedreht durch ihre besorgte Stimme und das seltsame Auto, springt der kleine Hund bellend auf und ab.

»Jetzt nicht, Jenny.« Kimber hebt eine Hand, um die ältere Dame aufzuhalten. *Jetzt nicht. Das geht Sie nichts an.*

Mit einem Anflug von Enttäuschung stellt sie fest, dass der Officer im Streifenwagen eine Frau ist. Was für eine sexistische Reaktion. Sie ist sich darüber im Klaren, kann sich des Gedankens aber trotzdem nicht erwehren. Die Vorstellung, dass sie und die Beamtin versuchen werden, einen Eindringling – und mit großer Wahrscheinlichkeit einen Mann – aus dem Haus zu vertreiben, trägt nicht zu ihrer Beruhigung bei. *Wenigstens ist eine von uns bewaffnet.* Dabei fällt ihr die Waffe ein, die sie in ihrem Nachtschrank aufbewahrt. Ein alter Smith & Wesson-Revolver vom Kaliber .22, den ihr Vater im Haus zurückgelassen hat. Der Mann da drin hat ihn vermutlich schon entdeckt. Soll sie das der Polizei gegenüber erwähnen? Sie weiß nicht einmal, ob die Waffe überhaupt legal ist. Und

wenn er aus dem Haus auf sie schießt? *Reiß dich zusammen. So etwas passiert im wahren Leben nicht. Jedenfalls nicht in meinem.*

Bisher zumindest nicht.

Die Polizistin steigt bei laufendem Motor aus und kommt auf Kimber zu. Ohne ihr die Hand zu reichen. »Ms. Hannon? Kimber Hannon? Ich bin Officer Maby.«

Reimt sich auf Baby.

Officer Maby könnte um die dreißig, sieben oder acht Jahre jünger als Kimber sein. Im Alter von jemandem, bei dem sie als Teenager vielleicht mal babysitten war. Das kurzärmelige Hemd ihrer Uniform ist bis zum Hals zugeknöpft und stramm um die apfelförmige Figur gespannt. Die Hose hat eine messerscharfe Bügelfalte. Nicht eine einzige Strähne ihres kastanienbraunen Haares löst sich aus dem tief sitzenden Nackenknoten. Weder die großen Augen noch die sinnlichen, vollen Lippen sind geschminkt. Sie spricht mit ruhiger Stimme, kontrolliert und selbstbewusst, und Kimber geht durch den Kopf, das Officer Maby nicht nur die Stimme, sondern auch das Gesicht fürs Radio hat.

»Das ist mein Haus«, platzt es aufgebracht aus Kimber heraus. Sie deutet auf den Bungalow mit dem einzelnen brennenden Licht. »Ich habe Sie angerufen, weil da jemand drin ist. Irgendwann zwischen Donnerstagnachmittag und heute wurden die Schlösser ausgetauscht. Wer immer das ist, ich will, dass er verschwindet.«

»Ms. Hannon, wann haben Sie das erste Mal versucht, ins Haus zu kommen?«

»Gegen acht. Ist das wichtig?«

»Sie behaupten, dass die Schlösser ausgewechselt wurden? Was ist passiert, als Sie zur Tür kamen?«

Kimber wird ungehalten. »Nichts ist passiert. Der

Schlüssel passte nicht. Und drinnen macht jemand das Licht an und aus. Sehen Sie selbst.« Sie zeigt auf das Fenster im zweiten Stock. »Da oben habe ich den Schatten eines Mannes gesehen.«

Eine von Officer Mabys gezupften Augenbrauen hebt sich. »Haben Sie jemanden in Ihr Haus eingeladen? Oder befindet sich das Haus in der Zwangsvollstreckung?«

»Nein, weder Zwangsvollstreckung, noch habe ich jemandem erlaubt, dort zu wohnen! Warum sollte ich Sie sonst rufen?« Die Verärgerung lässt ihre Stimme lauter werden. »Ich war verreist, und außer meiner Mutter hat niemand einen Schlüssel. Und die ist es bestimmt nicht, mit der habe ich heute Morgen noch gesprochen.«

»Aber *ich* kann Ihnen sagen, wer es ist. Und Sie doch auch, Kimber. Was soll denn das? Warum rufen Sie wegen dieses netten Mannes die Polizei?«

Kimber dreht sich um und sieht ihre Nachbarin Jenny Tuttle im Schein der Straßenlaterne stehen. Die rote Perücke und die paradiesapfelrote Brille sind leicht verrutscht. Die Jacke des Velours-Jogginganzugs hängt schlapp an ihrem welken Körper herab. Eine leichte Brise trägt den Geruch von Zigarettenrauch zu Kimber herüber. Zu ihren Füßen sitzt der kleine Hund. Fast wirken die beiden trotzig auf sie.

»Ma'am?«, beginnt die Polizistin, bevor Kimber etwas sagen kann. »Wie ist Ihr Name, bitte?«

»Jenny. Jennifer Tuttle. Ich wohne nebenan.«

Kimber findet ihre Sprache wieder. »Was reden Sie da?« Mit der Frau, die seit einem Jahr ihre Nachbarin ist, verbindet sie bestenfalls eine Hassliebe. Jenny gehört zu den Leuten in der Nachbarschaft, die in alles ihre Nase stecken und über Klatsch und Tratsch bestens informiert sind, obwohl sie ihr Haus nur verlässt, um mit dem Hund

Gassi zu gehen. Andererseits aber kann sie auch nett sein und überrascht Kimber gelegentlich mit einem Rest Eintopf oder Tomaten aus ihrem Garten. Ihr Hund ist ein süßes, lebhaftes Ding. Allerdings fragt Kimber sich jetzt, ob Jenny noch ganz bei Verstand ist. Sie behauptet, achtundsechzig Jahre alt zu sein, sieht aber aus wie mindestens achtzig.

Jenny richtet sich auf. »Ich habe gesehen, wie Sie ihm das Schlüsselbund gegeben und ihm geholfen haben, sein Gepäck hineinzutragen, bevor er Sie weggefahren hat. Er ist für sechs Monate hier! Hatten Sie etwa einen Unfall, Liebes? So etwas wie eine Amnesie, wie man es in Seifenopern sieht?«

Die Polizistin will gerade etwas sagen, als Kimber sich zu Wort meldet. »Ich weiß nicht, wovon sie redet. Ich habe mein Haus an niemanden vermietet. Warum sollte ich das auch tun?« Wirkte das freundliche Gesicht der Beamtin gerade noch ernst und sachlich, legt sich jetzt ein Hauch von Skepsis darüber. Ihr Blick wandert von Jenny zu Kimber. »Das ist doch verrückt. Warum sollte ich das tun?«, wiederholt Kimber. Sie fühlt sich wie Alice hinter den Spiegeln.

»Spricht sonst noch etwas für Ihre Vermutung, dass Ms. Hannon ihr Haus vermietet hat?«

Zu Kimbers Bestürzung setzt Jenny ihrer Geschichte, diesem Hirngespinnst, noch eins drauf.

»Er hat es mir erzählt«, erklärt Jenny. »Das war am Samstag, als ich mit dem jungen Mr. Tuttle eine Runde gemacht habe.«

Officer Maby möchte etwas sagen, aber Kimber kommt ihr zuvor. »Sie meint den Hund«, sagt sie und zeigt auf den kleinen Yorkshireterrier, der geduldig zu

Jennys Füßen sitzt. »Er ist nach ihrem verstorbenen Mann benannt.«

»Ach so!«, bemerkt die Beamtin knapp. Jenny nickt. Die Verwunderung in der Stimme der Frau scheint ihr entgangen zu sein.

»Der Mann heißt Lance Wilson. Er sagt, dass er das Haus für sechs Monate gemietet hat und dass Sie zu Ihrem Freund ziehen würden, bis Sie sich entschieden haben, ob Sie das Haus verkaufen wollen oder nicht. Er ist sehr nett. Macht irgendwas mit Computern, glaube ich.« Sie verschränkt die Arme und reibt mit den Händen darüber. Das Wetter kann sein, wie es will, sie beklagt sich immer, dass es zu kalt ist. »Wie gesagt, er ist sehr nett. Ich habe ihm etwas Zucchinibrot gebracht.«

»Meine Güte, Jenny. Wie konnten Sie ihm das glauben? Ich hätte es Ihnen gesagt, wenn ich vorgehabt hätte, umzuziehen oder das Haus zu verkaufen.«

Jenny rümpft beleidigt die Nase. »Na ja, es hat mich schon verletzt. Ich dachte, wir wären Freunde.«

»Dabei habe ich doch gar keinen Freund ...«

Die Polizistin hebt die Hand, wie Kimber es kurz vorher getan hat. »Ms. Hannon, ich muss Sie bitten, sich auszuweisen. Steht Ihre Anschrift im Führerschein?«

»Warum? *Sie* weiß doch, dass ich hier wohne.« Kimber deutet auf Jenny. »Sie hören ja gar nicht zu! Ich habe niemandem mein Haus vermietet! Warum sind Sie noch nicht zur Tür gegangen? *Ich* bin doch diejenige, die Sie gerufen hat.«

»Wenn Sie mir bitte einfach nur Ihren Führerschein geben würden, Ma'am.«

Das *Ma'am* geht Kimber unter die Haut, und das war sicher auch gewollt. »Schon gut.« Sie kramt in ihrer Handtasche, holt die Brieftasche heraus und reicht der

Polizistin den Führerschein. »Ich war übers Wochenende unten am Ozarks-See. Dafür gibt es eine Menge Zeugen.« Das stimmt nicht ganz. Die meiste Zeit hat sie nämlich in der Hütte zugebracht, gelesen, gegessen, abends einen Wein getrunken und morgens Spaziergänge gemacht. Aber da waren eine Menge Leute in der Anlage und in den anderen Hütten. Und ein Alibi wird sie schon nicht brauchen, oder doch?